

starrige Freiherr v. Fleckenstein bequem hatte, für seine Herrschaft die französische Oberhoheit anzuerkennen. Er selbst kam zwar nicht in Person, den Huldigungseid zu leisten, aber er bevollmächtigte seinen Sohn dazu und bekannte die Einwilligung in einer förmlichen Urkunde. Nur den Vorstellungen seiner deutschen Standesgenossen, welche ihn bestürmten, um eines Eigensinns willen nicht seinen Nachkommen das Erbe zu entziehen, war es gelungen, ihn zur Nachgiebigkeit gegen das Unvermeidliche zu bewegen. Auch Kaiser Leopold, bei dem er Audienz erlangte, hatte dringend dazu gerathen und daran erinnert, daß selbst gekrönte Häupter zu Lehen bei andern Potentaten gingen, für Besitzungen in deren Staaten; daß er also für Fleckenstein zwar in's Künftige Vasall von Frankreich, für seine andern Güter dießseit des Rheines jedoch nach wie vor ein freier Stand des Reiches mit Sitz und Stimme auf der Wetterauischen Grafenbank bleibe. Er hatte sich also gefügt.

Friedrich war, nachdem er diese Angelegenheit beseitigt hatte, durch die Abreise seiner Mutter und Schwestern betrübt worden, welche jetzt nichts mehr abhielt, dem Vater nachzureisen, der nicht zurückkehren wollte, seinem Sohne aber zur Pflicht gemacht hatte, die Leitung der Geschäfte in der Herrschaft fortzuführen. Da wurde die Einnahme von Straßburg bekannt, welche Friedrich's ächt deutschen Sinn mit dem tiefsten Schmerz erfüllte. Er mußte hin, sich mit eigenen Augen überzeugen, wie sich nun Alles dort gestalte; sein Herz war dabei mit im Spiele, er sehnte sich nach Gewißheit über das Schicksal seiner Liebe. Doch verzögerte sich seine Reise noch durch mancherlei Abhaltungen.

Da fügte es der Zufall, daß er, endlich frei geworden, gerade nach Straßburg kam, als König Ludwig der Bierzehnte seinen feierlichen Einzug hielt. Das festliche Gepränge, die geschmückten Straßen und Häuser, das Geläut aller Glocken, der Zuruf selbst, mochten befohlen oder erzwungen seyn, es hatte für Fleckenstein eine Bedeutung, welche sein Herz so schwer bedrückte, als habe es an einer eigenen großen Schuld zu tragen. Und doch konnte er sich nicht losreißen, alle Feierlichkeiten, die man dem Monarchen bereitet, bis zu der letzten in Augenschein zu nehmen. Was empfand er, als im ehrwürdigen Münster, welcher nun wieder dem katholischen Gottesdienste übergeben war, der Bischof von Straßburg, jetzt allerdings zurückgekehrt, in Pontificalibus den König empfing und mit den Worten anredete, welche einst Simon zum Welterlöser sagt: „Herr, nun lässest Du Deinen Diener mit Frieden fahren, denn meine Augen haben den Heiland gesehen!“ — Das war ein deutscher

Reichsfürst aus ruhmwürdigem Geschlecht! Sein Name ist den Geschichtskundigen wohl bekannt, er bleibe jedoch hier unerwähnt, weil der Stamm seines Hauses, der noch heute blüht, an edler deutscher Gesinnung keinem andern nachsteht und sich seines Urvordern zu schämen hätte. Ein Vetter des Bischofs, welcher der katholisch schwäbischen Kreisstände Reiteroberst war, drängte sich in so hastiger Eile herbei, den Einzug König Ludwig's zu sehen, daß er darüber von der Treppe fiel und den Hals brach! — Die Behörden der Stadt, der Magistrat in seinen drei Kammern, mußten knieend den Eid der Treue leisten, dann aber leuchtete die Gnade des Königs in voller Glorie über die Stadt, welcher alle ihre Rechte und Freiheiten bestätigt wurden.

Das erste bekannte Gesicht, welches Fleckenstein nach diesem Akt aufstieß, war der alte Paumgarten. Er trug ein sehr einfaches Wamms und äußerte auf Befragen kurzweg, daß er aus der Rathskammer der Funfzehn, wo zu er sonst gehört hatte, ausgetreten sey. — „Kann ich's auch nicht ändern,“ sagte er finster, „so will ich's wenigstens nicht gut heißen. Ich würde ganz auswandern, um auf deutschem Boden zu sterben, aber Weib und Kinder sind hier begraben und lange kann's ja doch mit mir auch nicht mehr dauern.“

Fleckenstein hatte Günzer in der obersten Abtheilung der Einundzwanzig bemerkt und fragte nach ihm. Da flammte das tiefliegende Auge des Greises: „Das ist der Judas,“ rief er, „der uns verkauft hat. Nun, das Blutgeld, hoffe ich, soll ihm schlecht bekommen. — Seht, seht, lieber Junker, dort ist sein schmuckes Töchterlein — ich denke, Ihr werdet mir's Dank wissen, daß ich Euch aufmerksam mache.“

Friedrich warf einen Blick nach dem bezeichneten Fenster, sein Blut wallte zum Herzen. Da war es, als schlage ein Blitz vor ihm in den Grund und beraube ihn aller Sehkraft. Er drückte dem Greise stark die Hand, riß sich los und drängte sich durch die Menge, um Straßburg auf Niewiederkehr zu verlassen. Aber es konnte ja doch eine Täuschung, konnte ein Zufall gewesen seyn, dem er die schlimmste Deutung gab: er raffte noch einmal die Trümmer seiner Hoffnungen zusammen, suchte das Haus seines Lehrers auf und wollte Katharina's Freundin sprechen. Sie war nicht daheim, er hätte sie an demselben Fenster hinter Katharinen sehen können, mit unverhehltem Wohlgefallen dem schönen Vicomte lauschend, der ihre Freundin so zärtlich unterhielt und einmal über das Andere ihre weiße Hand an seine Lippen führte. — Aber die Magisterin war daheim, von ihr erfuhr Fleckenstein Alles. Die gute alte Frau war durch-